

ISMAIL KADARE

DER STAATSTREICH

Erste Anzeichen gab es schon am Morgen, doch tatsächlich zum Ausbruch kam der Staatsstreich erst um elf Uhr und zehn Minuten, als man die Abdankung des Königs zugunsten seines Sohnes forderte. Der König lehnte ab und schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein, während die Rebellen einigermaßen verwirrt in den Gemächern und Vorräumen umherzuirren begannen. Was sie verwirrte, war eigentlich nicht so sehr die Weigerung, mit der gerade in der Anfangsphase durchaus zu rechnen gewesen war, sondern des Königs entschiedener Ton, der keinerlei Hoffnung auf eine Übereinkunft gestattete.

Obwohl die Verwirrung nur einen Augenblick anhielt und die Rebellion nicht zum Erliegen kam, war allen klar, daß der erst im Arbeitszimmer und dann in seinem Schlafzimmer verschanzte König auf Verstärkung wartete. Die Rebellen fuhren fort, auf den Treppen herumzulärmen, aber mehr, um sich selber Mut zu machen, als um den Herrscher einzuschüchtern.

Die Verstärkung traf gegen Mittag ein, und noch zur selben Stunde war der Zusammenbruch der Rebellion und infolgedessen auch das Scheitern des Staatsstreichs zu vermelden.

Gegen Viertel vor zwei hatte sich die Lage wieder normalisiert, und obwohl der durch den Vorfalls erschütterte oder verärgerte König sich weiter in seinem Schlafzimmer eingeschlossen blieb, während die Königin weinend in ihrem Zimmer saß, ließ sich doch eindeutig sagen, daß alles zu seinen Gunsten ausgegangen und der Staatsstreich niedergeschlagen worden war.

Trotz des anfänglichen Lärmens, Brüllens und Drohens sowie der mehrfach gefallenen Worte »Bestrafung« und »Tod« waren weder Opfer noch nennenswerte Sachschäden zu beklagen, sieht man von einer zerbrochenen Vase in der Haupthalle und einem durch ein umgestürztes Faß mit schwarzer Tinte verursachten Fleck auf dem hellen Teppich des Vorzimmers ab. Zunächst glaubte man, die Tinte sei verschüttet worden, als sich die Rebellen stürmisch dem Schreibpult näherten, um die Verlautbarung über den Sturz des Königs zu verfassen (war es doch nur natürlich, wenn eine Flasche, die Tinte zur Bekanntgabe eines Sturzes barg, auch selbst umfiel), doch stellte sich später heraus, daß kein Mensch an dergleichen, also an eine Erklärung, Verlautbarung oder Botschaft an die Nation, gedacht hatte- und daß die Flasche schlicht von einem Ellbogen umgekippt worden war.

All dies und weitere interne Einzelheiten, etwa die Depressionen der Königin nach dem Vorfall und eine Erklärung der älteren Schwägerin, also der großen Schwester des Königs, erfuhr man später durch das Getuschel und die Gerüchteküche im Café »Jardin du Luxembourg«. Ja, der ganze Ablauf des Staatsstreichs, sein Ausbruch und seine Niederschlagung, gelangte überhaupt nur durch dieses Getu-

schel an die Öffentlichkeit, da keine Rundfunkstation der Welt, keine Zeitung und kein Fernsehsender auch nur den Hauch davon berichtete. Und zwar aus dem einfachen Grund, daß sich das ganze Ereignis hinter den Mauern einer Villa am Rande von Paris abgespielt hatte, die seit einigen Jahren vom albanischen Exkönig und seiner Familie bewohnt wurde. Die Forderung nach Abdankung ging von der Exkönigin aus, die dabei von der jüngeren Schwägerin und ihrer einzigen Dienerin unterstützt wurde. Deren Hilfe beschränkte sich allerdings darauf, für den richtigen Schliff in den Worten der Exkönigin zu sorgen, die immer schon - und erst recht in einem Zustand von Wut und Empörung - ihre Schwierigkeiten mit der albanischen Sprache gehabt hatte.

Unbekannt blieb, von wem des Exkönigs große Schwester herbeigerufen wurde, ohne die das Geschehen wahrscheinlich einen anderen Verlauf genommen hätte. Angeblich beschimpfte sie die Exkönigin als »ungarisches Flittchen« und bedrohte die eigene kleine Schwester, die sich mit der Ausländerin gegen Bruder »August« verbündet hatte, mit einem Pantoffel.

Harte Worte müssen zwischen dem königlichen Paar bereits vor dem Eintreffen der älteren Schwägerin gefallen sein. Es hieß, die Exkönigin habe des Exkönigs Bemerkung »dein Sohn da, das ist doch ein Trottel, ein Idiot« mit einem gekeiften »und du ungehobelter alter Hurenbock bist wohl gescheiter?« beantwortet, ohne daß die Dienerin aus Gründen der Schamhaftigkeit noch zu Anstandskorrekturen imstande gewesen wäre.

Um drei Uhr lag die Villa in tiefer Stille da. Die Königin befand sich noch immer in ihrem Zimmer und betrachtete im Spiegel ihre rotgeweinten Augen, während in einem Küchenwinkel die ältere Schwägerin stehend einen Happen zu sich nahm. Von der jüngeren Schwägerin war weit und breit nichts zu sehen, vielleicht hatte sie sich niedergeschmettert vom Mißerfolg, auf die Terrasse hinausgeflüchtet. Was den König betraf, so hatte er Anweisung erteilt, ihm im Schlafzimmer das Mittagmahl zu servieren, und der Koch war nun schon zum zweiten Mal dabei, die kalt gewordenen Speisen aufzuwärmen.

Während er auf das Essen wartete, mußte der Exkönig zum hundertsten, vielleicht zum tausendsten Mal daran denken, wie er beim Zusammenbruch seines Königreichs in jener ersten Aprilwoche eiligst Albanien hatte verlassen müssen. Beiderseits der Landstraße, auf der die Autokolonne dahinkroch, glitzerten eindrucksvoll die verharschten Schneereste (o dieser Aprilschnee!), so fern, als seien sie nicht von dieser Welt. Die nach der kaum dreißig Stunden zurückliegenden Geburt noch blasse Königin beugte sich über den Thronfolger, den die Kinderfrau als dickes Bündel auf dem Schoß hielt. Halb deutsch, halb ungarisch sang sie mit brüchiger

Stimme leise eine Art Wiegenlied, während er die Erkenntnis aus seinem Gehirn zu verscheuchen suchte, daß der neugeborene Prinz wahrhaftig ein Unglückswurm war.

Bengel, dachte er, als er an das mit monotonem Singsang berieselte kleine Bündel dachte, extra für den Staatsstreich gemacht, was!

Der Koch - begreiflich in dieser außergewöhnlichen Situation - trug selbst das Tablett mit dem Mittagessen herbei, und der Ex-König begann ohne Appetit mechanisch zu essen. Herauszufinden, wer letztlich Interesse an seiner Abdankung hatte, fiel ihm schwer. Die Namen diverser Staaten zogen als schummrige Schatten durch seinen Kopf, ohne Spuren zu hinterlassen. Vielleicht haben sie schon vergessen, daß es mich überhaupt noch gibt, dachte er. Sie würden sich nicht lange über die Frage den Kopf zerbrechen, wer ihnen zu einem bestimmten Zeitpunkt nützlicher sein konnte, er oder sein Sohn, das war für sie ein viel zu kleines Detail.

Er schob das Tablett weg, stand auf und ging in den Salon, dann in sein Vorzimmer, zuerst fiel sein Blick auf den Tintenfleck, der den Perserteppich verunzierte, dann auf die Scherben der zerbrochenen Vase und den Pantoffel, der wahrscheinlich seine jüngere Schwester bedroht hatte, um so den Geschehnissen endgültig einen anderen Kurs zu geben. Lange blickte er darauf. Bei einem echten Staatsstreich wären es Teiche von Blut gewesen, Ruinen und Kanonen oder Panzer. Und gegen seinen Willen bemächtigte sich der Gedanke seiner, daß alles in seinem Leben so klein, so unwirklich, pappeartig gewesen war. Nichts als Marionetten, fielen ihm die Worte eines einstigen Feindes ein, und er mußte an sein Testament denken und an das Begräbnis. Der schleppende Gesang des betenden islamischen Geistlichen am Sarg seines Onkels, als man ihn in die Erde hinabsenkte, vibrierte traurig in seiner Erinnerung, und gleich darauf schrillte wie eine Alarmglocke die Frage auf, ob denn überhaupt ein Mullah für seine Beerdigung ausfindig zu machen sein würde.

Eine Weile drehten sich seine Gedanken träge um diese Frage:

Natürlich gab es islamische Geistliche in Paris, all die Algerier, Araber, es mußte unbedingt welche geben. Er glaubte sich sogar daran zu erinnern, bei einem Empfang dem Mufti von Paris begegnet zu sein.

Er beruhigte sich etwas, aber nicht ganz. Wahrscheinlich waren es gar keine richtigen Mullahs, und ihre halb arabischen, halb französischen Gebete konnten nur lächerlich wirken. Außerdem wollte er auf keinem Fall von einem armen Emigrantemullah bestattet werden ...

Den Blick aus unerfindlichem Grund ständig auf die Tür gerichtet, ging er er mit heftigen Schritten im Zimmer umher. Er würde sich in einem der Länder des Nahen

Ostens, wo der Islam noch nicht von den Stürmen der Zeit zernagt war, richtige Mullahs bestellen.

Er trat an den Safe, öffnete ihn und fand das Testament. Absatz um Absatz zog unscharf vor seinen Augen vorbei. Nirgendwo ging es um die Beisetzung. Gut, daß mir dieser Punkt noch eingefallen ist, dachte er.

Er holte den Füllhalter hervor und fügte mit ein wenig zitternder Hand zwischen Textende und Unterschrift ein: »Ich wünsche, daß die letzten Gebete bei meiner Beerdigung ...«

Sein Füllhalter schwebte eine Weile in der Luft, während sein Gedächtnis das längst verblichene Bild betender Mullahs zurückholte, um es mit der Vorstellung seines in der nassen französischen Erde versinkenden Sargs zu verbinden. Dann setzte er die Feder in den engen noch verbliebenen Zwischenraum und führte den Satz zu Ende: »Ich wünsche, daß die letzten Gebete bei meiner Beerdigung von Mullahs aus Marokko gesprochen werden.«

© der Übersetzung: Joachim Röhms